

## **Vom *Machen* und Denken: Startup-Persönlichkeiten wachsen auf der Schulbank**

**Von Silke Schmidt**

In diesem Beitrag möchte ich eine ganz einfache These teilen: Unternehmertum beginnt bei der Persönlichkeit und diese wird maßgeblich im Bildungssystem geprägt. Daher sollte man genau hier, in der Schule und weiteren Bildungseinrichtungen, damit beginnen, unternehmerisches Handeln und Denken zu fördern. Warum ich hier das Handeln vor das Denken stelle, werde ich nachfolgend erläutern. Mit meinen Gedanken nehme ich Bezug auf die aktuelle Debatte um die Rahmenbedingungen von Startups, also jungen Unternehmen, speziell im IT-Bereich, die aktuell in der Wiesbadener Presse stattfindet. Ich möchte diese um einen weiteren Blickwinkel ergänzen, um so dazu anzuregen, auch über die bereits diskutierten Aspekte hinaus den Erfolg von Startups künftig effektiver zu unterstützen.

Gleich vorwegschicken muss ich, dass hier keine „Expertin“ zu Startups schreibt, wohl aber eine Wiesbadener Gründerin. Ohnehin liegt die Definition des in Deutschland traditionell gefeierten Expertenstatus beim Leser. Ich schreibe hier auf Basis meiner Erfahrung als Autorin für Unternehmen, die einen Schwerpunkt auf Startup-Kunden setzt. Mit dem Buchschreiben als künstlerische Intervention trage ich dazu bei, dass Startups ihre eigene Geschichte von einer neuen Perspektive sehen und somit auch besser an Kunden und weitere Zielgruppen kommunizieren können. Dies ist besonders in Technologieunternehmen von hoher Bedeutung, da hier oftmals eine Lücke zwischen der technisch geprägten Sprache der Unternehmen und dem Erfahrungshorizont der Kunden herrscht. Natürlich schreibe ich damit auch als Unternehmerin selbst, die sich 2018 den Traum der hauptberuflichen Selbstständigkeit erfüllt hat. Damit verstoße ich gegen das klassische Ideal eines linearen Berufsweges. Denn die zehn Jahre davor habe ich als Geisteswissenschaftlerin in der Universität verbracht.

Damit bin ich auch bei meiner Botschaft angekommen. Gerade letzte Woche interviewte ich einen Berater mit 20 Jahren Erfahrung im Management von Startups mit digitalen Geschäftsmodellen. Ich fragte ihn, welche Wichtigkeit die Faktoren Netzwerke, Fachwissen und Persönlichkeit für den Erfolg von Startups ausmachten. Seine Antwort war sehr

entschieden: „Persönlichkeit ist Nummer 1, Netzwerke kommen direkt danach. Fachwissen kommt zuletzt.“ Natürlich ist dies eine subjektive Einschätzung, doch wer mit Unternehmertum zu tun hat – sei es nun im traditionellen Mittelstand oder eben im Startup-Umfeld – wird sehr wahrscheinlich darin ein Fünkchen Wahrheit entdecken.

Nun könnte man sagen, dass Unternehmertum auf Basis von Persönlichkeit quasi angeboren und damit wenig beeinflussbar ist. Warum sich dann also kümmern um Startup-Inkubatoren, Ökosysteme und Investoren? Wie so oft lässt sich natürlich die Welt nicht so einfach in Schwarz oder Weiß unterteilen. Mein Anliegen ist lediglich einen Weg aufzuzeigen, der eben jene unternehmerischen Persönlichkeiten fördert. Dabei spielt aus meiner Sicht das Bildungssystem eine entscheidende Rolle. Will sagen: Startup-Kultur beginnt in den Köpfen der Einzelnen, nicht in der Politik. Und als Startpunkt beginne ich hier bei der Schule. Der springende Punkt ist nämlich, dass unser Bildungssystem nicht so funktioniert, dass die oben genannten Erfolgsfaktoren auch in der Reihenfolge gefördert werden, da Fachwissen in der Bildung klar dominiert.

Dagegen ist natürlich prinzipiell nichts auszusetzen, denn schließlich ist Persönlichkeitsentwicklung auch eine Folge von inhaltlicher Wissensaneignung. Die Frage ist nur, was hierzulande, auch in Wiesbaden, als „Wissen“ definiert wird. Damit bin ich am Kern meiner These angelangt: Wissen und Handeln stehen in Deutschland weiterhin in einem Missverhältnis, was die Wertschätzung angeht. Damit meine ich, dass unser westlich geprägtes Bildungssystem weiterhin das logische Denken, Analytik und Zahlenverständnis ganz nach oben auf die Prioritätenliste setzt. Kunst, Sport, Theater, Technik und weitere kreative und praktische Fächer rangieren deutlich dahinter. „Was? Eine 5 in Mathe? Da müssen wir was unternehmen.“ „Ach, eine 5 in Kunst? Naja, das ist eh nicht so wichtig für Deine Zukunft, kann man locker sehen, solange in Mathe und Physik alles super aussieht... Kunst braucht eh keiner. Ich war da auch immer schlecht drin.“ So oder so ähnlich mögen die Reaktionen von Eltern klingen. Sie reflektieren die Haltung von Lehrern, bei denen es intern ebenfalls eine „Hierarchie“ gibt, in der Sportlehrer weniger wichtig sind als Deutsch- und Mathelehrer.

Diese Erkenntnis, dass kreative und gestalterische Fächer in westlichen Bildungssystemen weniger Wertschätzung

erfahren als rationale ist bei Weitem nicht neu. Einer der bekanntesten Verfechter dieser These ist australische Forscher Ken Robinson. Er sagt sinngemäß, dass Schulen die Kreativität von Kindern töten. Ich bin aber, wie gesagt, weder Bildungs- noch Kreativitätsforscherin, wohl aber habilitierte Literaturwissenschaftlerin. Was ich mit diesen Beispielen nur verdeutlichen möchte, ist, dass diese Minderbewertung von kreativen Fächern gravierende Auswirkungen hat, die sehr weit reichen. Ganz vorne steht dabei die gesellschaftliche Debatte um Innovation und Problemlösungskompetenz als Wettbewerbsfaktor in Deutschland. Genau hierfür braucht man die eben beschriebenen Fächer zur Förderung von Out-of-the-Box Denken. Doch so hoch will ich die Diskussion hier gar nicht aufhängen. Vielmehr will ich den Fokus zurück auf die Folgen für den Erfolg von Startups legen. Hierbei geht es mir um jenen Zusammenhang zwischen Handeln und Denken.

Kreative Tätigkeiten stellen das Tun, das Machen, das Handeln, dem Denken voran. Damit sage ich nicht, dass eines von beiden weniger Wert hat. Ich spreche hier nur von der Reihenfolge des Prozesses. Irrtümlich wird Handeln oft als Gegensatz zum Denken gesehen. Diese Dichotomie ist, das wissen wir seit René Décartes den berühmten Satz „Ich denke also bin ich“ geprägt hat, ein europäisches Erbe. Gerade in Deutschland, dem Land der Dichter und Denker, hält es sich standhaft. Wer dagegen sein Brot mit „Machen“ verdient, kann nicht denken, so das Vorurteil. Der Handwerker, der Künstler, der Sportler – sie können nicht so gut denken wie andere, daher machen sie lieber – ob sie nun 100-Meter Läufer sind oder Toiletten reparieren. Dass es aber Menschen gibt, die das Tun zum Denken brauchen und dabei genauso bahnbrechend intellektuell und geistreich als reine Denker sein können, das wird ausgeblendet.

Wie falsch diese Annahme ist, zeigen übrigens genau jene Dichter und Denker, die in Deutschland sehr geschätzt werden. Auch Wissenschaftler, Schriftsteller und sonstige Publizisten sind hier zu nennen. Viele von ihnen betonen immer wieder, dass sie das Schreiben zum Denken brauchen. Das Schreiben ist also nicht Abbild des vorher Gedachten, sondern das Eine geht ohne das Andere nicht. Dabei ist nun daran zu erinnern, dass Schreiben eine Tätigkeit ist, so wie Computer zusammenbauen, Software programmieren oder Bilder malen. Nur wird Letzteres gesellschaftlich anders bewertet, denn sobald die Software programmiert ist oder das Bild an der Wand hängt,

kümmert es viele nicht mehr, wieviel Denken bei der Entstehung im Spiel war.

Was hat das nun mit Startup-Erfolg und der Schule zu tun? Da gibt es zumindest zwei unmittelbare Folgen: Die erste ist, dass durch den Fokus auf das Denken, das Handeln nicht so sehr geschult wird. Sprich, wer sich nach der Schule auf das Handeln fokussieren will, macht lieber eine Ausbildung. Und schwups ist er oder sie im gesellschaftlichen Ansehen schon mehrere Stufen heruntergefallen. Denn sogenannte high potentials gehen natürlich für eine Top-Karriere an die Uni und nicht an die Berufsschule. Genau damit hängt auch die zweite Folge zusammen: Der gesellschaftliche Wert des Handelns und des Erfahrungslernens hängt schief. Das ist weniger eine Folge der Verteilung von Talenten und Präferenzen, als eine gesellschaftliche Ordnung. Genau das führt auch dazu, dass die Unis überfüllt sind. Auch hier gilt: Wer mit den Händen arbeitet, hat schon verloren.

Mein Argument ist, dass beide Dinge massiv damit zu tun haben, warum das Unternehmertum insgesamt leidet, was sich nun auch in der Startup-Diskussion widerspiegelt. Die Schüler selbst lernen, dass man lieber denkt als handelt (und als Unternehmer muss man handeln!). Eltern und sonstige Vorbilder lehren häufig genau das. Lehrer müssen das auch so sehen, denn das Schulsystem ist genauso organisiert. Schließlich gibt es noch das Drumherum, was man Gesellschaft nennt. Nehmen wir also Wiesbaden und mögliche Förderer, Investoren und Unterstützer von jungen Unternehmern. Kommt eine Frau Doktor Schmidt daher und möchte einen Termin, ist vieles möglich. Schließlich habe ich die Aura des Denkens im Gepäck. Kommt einfach nur eine Frau Schmidt mit einer tollen Erfindung daher, steht es mit der Offenheit anders. Eine Gründerin ist erst mal so Eine mit einem komischen Lebenslauf und verrückten Ideen – wer will der schon vertrauen?

Dass dieser Gegensatz zwischen Intellektuellen und Gründern nur im Kopf besteht, zeigen übrigens die Zahlen. Mehr als 80% der Gründer/innen in Berlin, Deutschlands Nr. 1 Startup-Zentrum, haben einen Hochschulabschluss. In den USA ist es noch deutlicher. Die meisten Silicon-Valley Gründer haben sogar einen Dokortitel. Es ist unbestritten, dass diese Bildung auch Wissen vermittelt hat, was dann Innovation ermöglicht hat. Trotzdem ist darüber hinaus klar, dass akademische Titel nicht den Erfolg von Unternehmertum

ausmachen. Wohl aber die Netzwerke, die sich dadurch erschließen. Könnte es nicht vielleicht sein, dass in Wiesbaden, wie auch an anderen Standorten, Startups einfach nicht gefördert werden, weil ihnen keiner *vertraut*, weil man Machern eben grundsätzlich weniger *zutraut* als Denkern?

Wie schafft man nun ein Umfeld, indem es doch funktioniert und sich junge Unternehmen rasend schnell zu den berühmten Rockets mit 1000% Wachstum entwickeln? Es gibt da prinzipiell immer zwei Möglichkeiten im Leben: Man fängt „oben“ an, beim Großen Ganzen und ändert das System. Das ist der Ansatz, bei dem die Politik und Verwaltung gefragt sind, ein Ökosystem zu schaffen. Das genau scheint noch nicht so ganz zu funktionieren, auch entgegen aller Absichtserklärungen und zaghafter Versuche auf dieser Seite des Rheins und auf der anderen. Dann gibt es noch die Möglichkeit, man arbeitet von „unten“. Das würde heißen, dass Startup-Gründer von sich aus so eine kritische Masse bilden, dass sich automatisch etwas bewegt. Beide Ansätze sind parallel sicher am erfolgreichsten, nur möchte ich eben mit meinen Gedanken den zweiten befeuern. Zum Ersten wurde schon genug Richtiges geschrieben. Das heißt also, dass man nicht Startups anlocken sollte, sondern mehr Startups in der Masse entstehen lässt, die dann idealerweise auch nicht abwandern.

Wie das nun geht? Hier wird es praktisch. Wie wäre es mit mehr handwerklichen Fächern in der Schule? Mehr Experimente? Mehr Kurse zu Betriebswirtschaft und Finanzen schon in der Mittelstufe? Mehr Startup-Wettbewerbe? Mehr Forschungs- und IT-Projekte? Jetzt kann man sagen, das geht nicht, denn es gibt ja Lehrpläne und genaue Regeln für die Schule. Natürlich, aber vielleicht gibt es auch noch ungenutzte Schlupflöcher, und das nicht nur für Privatschulen? Oder es gibt Schlupflöcher für die Stadt, wie sie Wiesbadens Schulen darin unterstützen kann, mehr Machertum zu unterrichten? Nur wenn diese Optionen ergriffen und ausgestaltet werden, haben Kinder und Jugendliche außerhalb ihrer Familien die Möglichkeit, ihre unternehmerischen Talente zu entwickeln und zu stärken. Das bringt Erfolgserlebnisse und die Wertschätzung dieser Erfolgserlebnisse von Lehrern und hoffentlich auch Eltern wird sie darin bestärken, ihren Weg zu gehen. So entstehen Unternehmerpersönlichkeiten, die in der Lage sind, sich auch in weniger optimalen Infrastrukturen gut zu entwickeln und attraktiv für Kunden und Förderer zu sein.

Ganz nebenbei würde so ein Weg auch für weitere Probleme Lösungspotenzial eröffnen. Man denke nur an die Diskussion um den mangelnden Nachwuchs im Handwerk und an zu viele freie Ausbildungsstellen. Das alles hat ganz viel damit zu tun, was in der Gesellschaft als wertvoller Beruf geachtet wird und daher erstrebenswert ist. Das wird in der Schule zumindest mitgeprägt. Auch diese Verbindung ist, ich sage das noch mal, natürlich nicht neu. Doch in Bezug auf das Thema Startups und damit auch Startup-Kultur spielt es heute eine brisante Rolle. Natürlich können wir die deutsche Kultur nicht von heute auf morgen zu einer französischen oder amerikanischen machen. Beides sind Länder, die in ihrer kulturellen DNA offener und risikofreudiger sind, wenn es um „just do it“ – Machen statt (zu) lange zu denken – geht. Das soll auch keiner. Denn jedes Land hat seine Geschichte und in Deutschland ist diese wirtschaftlich vom Mittelstand geprägt. Dieser genießt vor allem eins: Vertrauen.

Wenn wir nun das Vertrauen in das Machen ähnlich stärken wie in das Denken – und fangen damit in der Schule an – dann wäre das ein wichtiger Schritt. Damit könnte Wiesbaden einen Akzent setzen bei der Aufholjagd als Startup-Standort. Und nicht nur das: Jeder Einzelne könnte mit seiner Wertschätzung den Machern in Stadt und Land gegenüber dazu beitragen, dass Startup-Persönlichkeiten weiter wachsen können.

### **Zur Autorin**

PD Dr. Silke Schmidt ist Schriftstellerin und Gründerin der Firmen [companypoets.com](http://companypoets.com) und [diebuntenhunde.com](http://diebuntenhunde.com). Als Privatdozentin lehrt sie an der Universität Marburg zu Startup-Literatur. Sie lebt und schreibt in Wiesbaden.